



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

War das Bündnis möglich?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

richtung auf den Kampf gegen Preußen. Preußen zu verhindern, daß es ganz Deutschland an sich ziehe, es zu zwingen, daß es die Bündnisse mit den Südstaaten aufgebe, war das nächste Ziel. Dahinter erschienen aufs neue die alten, so oft schon gehegten, nie geglückten, zuletzt feierlich aufgegebenen Anschläge auf den Rhein.

Es war wohl der Mühe wert, den Verlauf der deutsch-französischen Bündnisverhandlungen, der einzigen, die es gegeben hat, genauer ins Auge zu fassen. Hätten sie Erfolg gehabt, wie anders wäre alles gekommen! Unter den Beteiligten hat man damals die Bedeutung des Augenblicks wohl erkannt. Kam jetzt das Bündnis nicht zustande, brach statt dessen ein Krieg aus, so war zu befürchten, daß dieser, gleichviel wie er endete, nur den Anfang einer Kette von Kriegen bilden würde. Auch Bismarck hat sich damals und ebenso noch viel später in diesem Sinne ausgesprochen. Die Folgezeit hat diese Voraussagung bestätigt. Der Krieg, der die Folge der gescheiterten Verständigung war, hat neue Feindschaft und neuen Krieg gezeugt. Darum möchte man den Männern zürnen, die den Gedanken des Bündnisses, der so hoffnungsvolle Möglichkeiten in sich barg, im Keim verdorren ließen.

Daß die Nachwelt hüben wie drüben die Schuld nur beim andern sucht, ist natürlich. Für die Franzosen ist Bismarck, wie immer, der Intrigant, der ihren gutmütigen Kaiser mit teuflischer Bosheit in die Falle gelockt hat, um ihn bloßzustellen und Frankreich zu demütigen. Uns liegt nichts ferner, als Bismarck in diesem wie in andern Fällen der Harmlosigkeit zu verdächtigen. Möglich, daß in Erinnerung an den sorgenvollen Verdruß, den ihm die französische Einmischung in den österreichischen Krieg soeben bereitet hatte, die Niederlage des Kaisers ihm eine heimliche Genugtuung gewährte. Aber daß er sie geplant und erstrebt habe, ist weder zu erweisen noch irgend wahrscheinlich. Er hätte die dauernde Verständigung mit Frankreich damals wie früher gern gesehen und ihm auch eine Vergrößerung gegönnt, wenn sie nicht auf deutsche Kosten ging. Das hat er zu oft ausgesprochen, bei Gelegenheiten, wo Verstellung keinen Sinn hatte, als daß

man daran zweifeln könnte. Ein Krieg mit Frankreich war in seinen Augen zwecklos. Was hatte das neue deutsche Reich zu begehren, das wertvoller gewesen wäre als Frieden und Freundschaft mit Frankreich? Etwa das Elsaß? In jungen Jahren hatte auch Bismarck wohl danach verlangt, die deutsche Fahne wieder auf dem Münster zu Straßburg wehen zu sehen, jetzt dachte er anders. Im Oktober 1868, im Gespräch mit seinem Jugendfreund Alexander Keyserling, hat er die Kriegsgefahr berührt, die von Frankreich drohte. Er bemerkte dazu, er seinerseits wünsche den Krieg nicht, Preußen könne dabei nichts gewinnen, denn auch das Elsaß würde schwer zu behaupten sein. Wäre es also nach ihm gegangen, so hätte Frankreich den Raub Ludwigs XIV. behalten, sofern es nur die Einigung Deutschlands anerkannte. Dem deutschen Volk wäre der Verzicht auf das uralte deutsche Land, an dem so viele kostbare deutsche Erinnerungen hingen, nicht leicht gefallen. Aber in Deutschland ist das Fühlen und Wünschen des Volkes niemals stark genug gewesen, die wohlüberlegte Staatskunst einer Regierung, die wußte, was sie wollte, ernstlich zu stören, und einem Bismarck gegenüber wäre daran vollends nicht zu denken gewesen. Das deutsche Volk hätte den Verzicht auf das Elsaß ertragen, wie es den Verlust ertragen hatte, es hätte sich an die Tatsache gewöhnt und mit ihr abgefunden, wenn es sich überzeugte, daß Frankreich ein friedlicher Nachbar und sicherer Freund sei und bleibe.

In Frankreich sah es anders aus. Dort wollte man Preußen die neu errungene Macht nicht gönnen, man haßte es bitter. Im ganzen Lande hatte Fürst Metternich im Frühjahr 1867 diese Stimmung angetroffen, und in Paris war sie so stark, daß die bevorstehende Weltausstellung gefährdet schien. Ob man es aussprach oder nicht, man konnte sich in den Gedanken nicht finden, daß es mit der eigenen Rolle als führender Kontinentalmacht zu Ende sei und man die Stellung an der Spitze Europas, die man bis 1814 besessen, dann verloren und erst kürzlich wiedergewonnen hatte, in Zukunft bestenfalls mit Deutschland werde teilen müssen. Was half demgegen-

über das deutsche Bündnis, wenn der Verbündete stärker war? Schon der Norddeutsche Bund war stärker als Frankreich, ein gesamtdeutsches Reich würde es erst recht sein. Zudem meldete sich wieder das schlechte Gewissen: man fürchtete für das Elsaß. Daß die Deutschen darauf verzichten würden, konnte man sich nicht vorstellen. Ja, man hat sogar von der Gefahr gesprochen, das immer noch zum guten Teil deutsche Land könne durch die Anziehungskraft eines deutschen Reiches dazu gebracht werden, sich von Frankreich loszureißen. Napoleon selbst berührte gelegentlich diese Möglichkeit, an die er zwar nicht glaube, mit der man aber rechnen müsse. In der Öffentlichkeit erhob ein Elsässer, Charles Müller, in einer Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Unsere Rheingrenze“ seine Stimme. Er erinnerte den Kaiser an die Ehrenschuld, die seit 1815 auf seinem Namen laste, und verlangte stürmisch das ganze linke Rheinufer, „um der Ehre und Sicherheit Frankreichs willen und im Interesse der Kultur“. Andernfalls sei das Elsaß bedroht. „Entweder wird Köln französisch, oder Straßburg ist in Gefahr, wieder deutsch zu werden.“ Nicht ganz so stürmisch, aber doch auch entschlossen genug äußerte sich Prévost-Paradol. Er wollte es nicht als Angriffskrieg bezeichnet wissen, wenn Frankreich, statt das geeinte Deutschland in Straßburg zu erwarten, ihm in Mainz zuvorkäme.

Auf dem Grunde einer solchen Volksstimmung läßt sich kein Bündnis errichten. So muß man schon sagen: Frankreich trägt die Schuld, daß die Verständigung mit dem werdenden Deutschland nicht gelang; es hat sie nicht gewollt. Seltene Ausnahmen waren die Männer, die, wie Napoleon selbst und Rouher, die Möglichkeiten erkannten, die ein verbündetes Deutschland der französischen Zukunft bot. Die ungeheure Mehrheit lebte im Banne der Vergangenheit, und der Widerspruch, den Thiers im Namen der Tradition gegen die Einigung Deutschlands erhob, war des Echos im ganzen Lande gewiß.

Wenn man das weiß, schwindet das Bedauern darüber, daß die Bündnisverhandlungen von 1866/67 eine Episode

ohne Folgen geblieben sind. Sie waren im Grunde immer aussichtslos. Es fragt sich sogar, ob Bismarck nicht hier, einem Lieblingsgedanken zu Gefallen, allzu freigebig hat sein wollen. Ob die Überlassung von Belgien an Frankreich nicht unter allen Umständen gefährliche Folgen für Deutschland gezeitigt hätte, ist eine naheliegende Frage. Ein französisches Antwerpen oder auch nur eine französische Grenze zwischen Antwerpen und dem Niederrhein hätte auf Köln und weiter stromaufwärts auf ganz Westdeutschland einen spürbaren Druck ausgeübt. Daß die militärgeographische Lage sich für Deutschland bedeutend verschlechterte, wenn Belgien ganz oder teilweise französisch wurde, zeigt ein Blick auf die Karte. Und wer bürgte dafür, daß Frankreich im Besitz von Belgien niemals auf die alten Rheinwünsche zurückgekommen wäre? Ein Menschenalter fester Bundesgenossenschaft hätte kaum genügt, um in dieser Beziehung alle deutschen Besorgnisse zu zerstreuen, und schon dazu hätte es einer starken Regierung in Frankreich bedurft, die unbeirrt von der Volksstimmung ihren Weg verfolgte. Diese Regierung gab es nicht. Napoleon war das Gegenteil, immer ein schwankendes Rohr und jetzt ein siecher Mann. Sein Tod, schon eine längere schwere Krankheit brachte die entgegengesetzte Richtung ans Ruder und stellte alles in Frage. Das Bündnis mochte in der Idee noch so gut und richtig sein, es hatte in der Wirklichkeit keine Grundlage. Napoleon hatte am Ende nicht so unrecht, als er zu Goltz die Bemerkung fallen ließ, es müsse wohl Schicksalsnotwendigkeit sein, daß Deutschland und Frankreich in Kampf gerieten. Das Schicksal war die Vergangenheit, von der Frankreich sich nicht lossagen wollte.

So möchte man es kaum mehr beklagen, daß Bismarcks Gedanken nicht verwirklicht wurden, und der alte König Wilhelm hat mit seinem nüchternen Verstand das Richtige getroffen, als er sich dagegen sträubte, zur Vernichtung eines Nachbarstaates die Hand zu bieten, dessen Neutralität zudem von Preußen garantiert war.